

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 14.

Donnerstag, den 16. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(13. Fortsetzung.)

Roman von Veontine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

„Gewiß kann ich's nimmer sagen, Frau. Aber ich mein schier, es werden so etliche Wochen schon her sein. Ihr wart arg krank, und das Fieber hat gar nicht weichen wollen. Wie wird meine Alte sich freuen, wenn sie heimkommt, daß Ihr wieder redet.“

Da hat Heilwig leise um einen Trunk Wasser und schloß die Augen vor großer Schwäche.

Der Alte schlurte langsam hinaus und machte sich im Nebengeläch zu schaffen.

Es war jetzt dämmrig geworden, und er entzündete den großen Rienspan im großen Eisenständer.

Auf dem Burghof hörte man den Hufschlag eines Rosses, und dann kam ein harter Schritt die Stiege hinauf. In rauhem Jägerwams und wetterzerbeultem Filz trat ein Mann in das tiefe, wohlliche Gemach, in dem der Bogt hantierte. Es stand dort in der Mitte ein schwerer, eichener Tisch mit Bänken ringsherum. Und ein großer ruhiger Kamin, der tief in die Steinwand eingemauert war, strömte behagliche Wärme aus.

Der Bogt war ehrerbietig aufgestanden und neigte den grauen Kopf zum Gruß. Fest schüttelte ihm der andere die Hand und setzte sich dann an den Eichentisch, den Filz neben sich auf die Bank werfend.

„Nun, alter Bastian, wie steht's? War ein sauberer Fang, was, den mein Bruder und ich getan haben? Frau Gödel wird sich freuen über die reiche Beute. Ha, ha, ha, wie eine Maus in der Mausefalle saß der Herzog hier in Kummerow! Und hatte schon so schön von Hochzeit und süßer Minne geträumt. Ein Teil der Wagen mit der Beute soll morgen unter Deckung nach Wolde weitergehen. Herr Berend muß sie doch Frau Gödel zeigen. Aber nun ist das Nest hier wieder leer, was, Alter?“

Der Bogt nickte. Er hatte sich zu dem andern an den Tisch gesetzt und eine Kanne Wein mit zwei Bechern auf die Platte gestellt.

„Alles leer, Herr. Bis auf die Frau, die so schwer im Fieber lag, daß wir sie nimmer mit den andern ziehen lassen konnten.“

„Eine Frau? Davon weiß ich nichts, Bastian. Seit wann kämpfen denn die Malkans gegen Frauen?“

Der Alte zuckte die Achseln.

„Sie muß sich wohl in des Herzogs Zug mitbefunden haben, dieweil Leute von uns sie jenen Tag im Walde fanden und wund hierherbrachten.“

Der im Jagdwams runzelte unwillig die Stirn.

„Das höre ich nicht gern, Bastian. Denn das klingt ja beinah, als ob wir Räuber und Mörder wären und wehrlose Frauen überfielen!“

Der Alte wiegte den Kopf.

„Es ist so, wie ich sage, Herr. Ein Speerstich muß sie getroffen haben an der Schulter. Sie war sehr krank.“

Der andere schob den Wein von sich, als schmeckte er ihm nicht mehr.

„Wo habt ihr sie hingebraht?“ sagte er finster.

Bastian wies mit der Hand nach der angelehnten Tür.

„In der Kammer dort hat meine Alte sie gebettet.“

Heute ist sie wieder zu sich gekommen und sprach mit mir.

Der im Jagdwams stand auf und nahm den Rienspan aus dem Eisenständer.

„Ich will sie sehen,“ sagte er kurz, stieß die Tür auf und hielt die Fadel hoch.

Als er an Heilwigs Lager trat, öffnete sie weit die Augen. Die waren groß und blank, wie im Fieber. Im Schein der zuckenden Fadel schien ihr Gesicht wie mit Rosenglut überhaucht. In schweren Zöpfen lagen die blonden Haare über den Schultern und weit über die härene Decke hin. Ihre Lippen waren halb geöffnet und trocken und baten jetzt mühsam um Wasser. Da blühte sich der Bogt nach dem Krug und hielt ihn ihr an den Mund.

„Es wird wieder schlimmer zur Nacht,“ flüsterte er.

Der andere hielt die Fadel immer noch hoch in der Hand und starrte wie abwesend nieder auf die Wunde. Dann fuhr er sich über die Stirn.

Wo hatte er diese Frau doch schon einmal gesehen? Wo nur? Aber er konnte nicht darauf kommen. Dann wandte er sich kurz um und ging wieder zurück in den Nebenraum.

„Daß du und dein Weib mir die Fremde gut pflegt, Bastian, hörst du? Bei Gott, es soll nimmer heißen im Land, daß die Malkane Krieg führen gegen schwache Frauen. Wir suchen uns nur unser gutes Recht, und wo man uns das weigert, erzwingen wir's mit dem Schwert.“

Er setzte sich wieder an den Tisch und stützte den Kopf in beide Hände.

Immer wieder mußte er darüber sinnen, wo er diese blonde Frau schon einmal gesehen hatte. Er goß einen Becher Wein hinunter und dann noch einen.

Beim heiligen Hubert, da war's gewesen!

Er schlug mit der Faust auf den Tisch und nickte vor sich hin.

Im Sturm und Regen waren sie zusammen im Kahn die Warnow heraufgefahren. Jenen Tag, als er sein bestes Ross verlor. Hoch und stolz hatte sie am Mast gestanden und das Schiff gelenkt. Und der Nordsturm hatte ihr das Tuch vom Haupt gerissen und mit ihrem blonden Haar gespielt. Aber wer war sie? Und wie kam sie in des Herzogs Zug?

Er grübelte vor sich hin, indes der Alte die Glut im Kamin schürte und neue Holzstücke hineinwarf. Da hoben sie beide zu gleicher Zeit lauschend den Kopf.

Es hatte die Fiebernde nebenan laut und deutlich gesprochen.

Und jetzt wieder!

Durch die offene Tür konnten sie jedes Wort verstehen.

„Ja, Ahne, ja — ich will wohl alles tun, was Ihr sagt. Aber nach Demmin kann ich nimmer gehen bei Gott und allen Heiligen! O, sagt es dem Fridolin Luhart, daß ich sein Weib nicht werden kann! Um Gottes Barmherzigkeit willen, sagt es ihm!“

Es war ein irres, wehes Klagen, das von andern in die Seele schnitt.

Der Bogt nickte vor sich hin.

„So schwächt sie schon allweil die ganze Zeit. Wann das Fieber steigt, kommt allemal eine große Angst über sie.“

Der im Jagdwams am Tisch atmete schwer.

„Kann man ihr denn nimmer helfen, Bastian?“

Da ging die Stiegentür, und ein altes, krummes Weiblein, des Bastians Eheliebste, humpelte herein.

Sie hatte ein Tuch um den Kopf und einen Korb am Arm.

„Bin spät heute, Bastian, wie? Wollte Eier holen aus dem Borwert unten, aber das haben die Malkanschen rein ausgeplündert. Verzeiht, Herr, aber es ist doch so, Eure Mannen haben schlimm gehaust hier herum.“

Der am Tisch nickte schwer vor sich hin.

„Krieg ist Krieg, Alte, Gott sei's geklagt. Da fragt man nicht mehr nach mein und dein. Aber dies sind wir nicht gewesen. Des Pommernherzogs Leute waren es. Nun sind sie weiter gezogen durch die Länder Stavenhagen, Stargard und Benzlin. Die Dörfer sollen in Schutt und Asche liegen.“

Der Alte schlug ein Kreuz und trat an den Tisch.

„Und Herr Berend ist auch dabei,“ murmelte sie scheu.

Die anderen schienen nicht mehr auf sie zu hören. Wie ein Wimmern klang die Stimme der Kranken von nebenan durch die Stille.

„Nein, nein, bei allen Heiligen! Nimmer zurück kann ich in die dumpfe, enge Stadt! O, laßt mich hier! Laßt mich hier, daß niemand mich sieht!“

Da schlurzte die Alte kopfschüttelnd über die Schwelle, um die Fiebernde zu betreuen. Mit weichen, gütigen Worten sprach sie zu ihr und stützte sie. Da wurde sie ruhiger. Der am Tisch trank seinen Wein aus und stand langsam auf.

„Ist meine Kammer gerüstet, Bastian? Ich will nun zur Ruhe gehen.“

Der Alte nickte und leuchtete ihm mit dem Rienspan die steinerne Wendeltreppe hinauf.

Es war an einem der nächsten Tage. Sie luden im Burghof zu Kummerow die Beutestücke aus dem Hochzeitszuge des Herzogs Magnus auf große, schwere Wagen. Sie sollten nach Wolde gebracht werden, wo Berend Malkan zu jener Zeit mit seiner Familie wohnte.

Es war ein frischer, kalter Herbstmorgen, und auf den spitzen Schindeldächern und dem schweren Wachturm lag noch hier und da der Raufreif, wo die Morgensonne den Schatten noch nicht hatte vertreiben können. Während die Knechte emsig hantierten und die schweren Gänge aus den Ställen zogen, standen der Bogt und der Fremde im Jagdwams in eifrigem Gespräch nebeneinander vor dem Tor.

Da drängte sich zwischen den arbeitenden Leuten ein krummer, kleiner Händler hindurch, der sich händelnd nach allen Seiten umjah und schließlich den beiden näherte.

„Wollen gnädigst verzeihen, die hohen Herren, wenn ich mir erlaube eine Frage. Kann ich wohl sprechen einen der Ritter Malkan, so diese Beutestücke zu eigen sind?“

Der im Jagdwams hob ein wenig hochmütig das kühne, scharfgeschnittene Gesicht.

„Otto Malkan steht vor dir. Was ist dein Begehrt, Händler?“

Der Händler kreuzte die Hände über der Brust und verneigte sich abermals.

„Wollen verzeihen, Herr Ritter, die Frage eines armen Händlers. Ist wohl feil jene weiße Decke dort aus dem Fell eines nordischen Bären? Bar und ohne Säumen wird sie bezahlen dem Herrn Ritter der Salomon Fisch.“

Otto Malkan sah flüchtig zu den Wagen herüber, wo kostbare Decken und Tierfelle soeben verladen wurden.

Er suchte die Achseln.

„Da mußt du dich an meinen Bruder Berend wenden. Der hat darüber zu bestimmen, nicht ich. Doch glaube ich kaum, daß die Malkans von dieser Beute etwas verkaufen.“

Er wandte dem Mann den Rücken und schritt auf die Wagen zu. An einen der hochbeladenen trat er heran und zog aus dem Wollstapel das weiße Bärenfell heraus. Der Händler war lüsternd nähergeschlichen und streckte schon die Hand aus.

Aber Otto Malkan rief die alte Bogtin herbei, die am Brunnen hantierte, und hing ihr das schwere Fell über den Arm.

„Da, Alte, das bringe deiner Kranken in die Kammer, und jenes Linnen dort auch. Es hat mich neulich gereut, daß sie so hart auf Stroh liegen muß und ist so wund durch unsere Schuld. Hülle sie warm ein damit und sieh fleißig nach ihrer Wunde. Die nächsten Tage schide ich meine Schwäger, die gestrenge Frau Gödel, einmal herüber, um nach ihr zu sehen. Die ist klug und versteht sich auf Heilkräuter. Hat auch mir schon manchen Hautriß gestickt.“

Fortsetzung folgt.

Tierleben in Südwest.

Von Steinhardt.

Der bekannte Aritareisende und Tierbildner, dem wir schon manches fesselnde Bild aus dem dunklen Erdteil verdanken, läßt auch in seinem neuen, loeben im Verlag von S. Neumann in Neudamm erschienenen Buch „Fahrendes Volk“ die Landschaft und die Tierwelt unierer verlorenen Kolonien vor uns lebendig werden. Wir entnehmen dem Buche die folgende Schilderung.

Die Schriftleitung. Noch keines weißen Mannes Fortschritt beglückte die Bergwelt der 400 km langen Etendeka-Tafelbergkette.

Ehe die Höhlenmenschen von Schulerried und La Madelaine dem Mammut nachhielten, scheuchte der Klimawechsel den Buschmann schon aus der Etendeka; heute haufen kleine, verstreute Horden genügsamer Eingeborener in der unwirtlichen und doch so herabwürdigend schönen Bergwüste, kämpfen einen verweirtesten Kampf um ihr halb tierisches Dasein. — aber leben als freie Herren; frei wenigstens von dem Zwange, unter der Führung des weißen Eroberers Fronen zu müssen in der Tretmühle des Menschenachtendes.

Und neben diesen Horden, deren Häupter zu zählen sind, lebt der weiße Elefant, das arimne Nashorn; in den rauhen Bergen tönt der Brunnenschrei des königlichen Kudubullen, geht der Raubritter Leopard seinen zornigen Ruf in die Nacht hinein. Und das Karabie des Zebra sind die zerstückelten Tafelberge; der Junahorn seines Gelacktes, von dem aus es in immer neuen Geschwadern an Sonnenaufgang zieht — verfolgt vom Löwen und erwartet von noch grausamerem Feinde: vom Menschen.

Auf warf der prächtige Zebrahengst das bunte Haupt, prüfte schnaubend den flauen Abendwind und — trabte gen Osten, Gefolgsam folgte ihm die Herde, froh des Befehls; war doch in allen Herzen ein dumpfes Sehnen erwacht, hinüberzuwechseln in das Land, über dem sich aar bald die Wolken der Regenzeit ballen würden.

Auf kahlern Hufen jagen die gestreiften Pferde über den messerscharfen Grat dahin; stoben. — nein, floren die zerstückelten Halde hinab, bezwangen wie spielend den schwindelnden Gang, der vor ihnen an Himmel wuchs. Überfielen in gewaltiger Flucht den tiefen Felsenriß, stürzten sich hinab in die Schlucht, schnellten an der Biegung des trodnren Flussbettes über das Gewirr spiegelblank geschliffener Blöcke dahin. Dort drüben die im letzten Sonnenstrahl auflohnende Granitbarre. — wo das Auge des Menschen keinen Ruhepunkt sah, fand der stierliche Fuß doch Halt. — eine Welle lehniger, grellbunter Leiber glitt am Granit empor, von dem in verunkelten Zeiten das Wasser hinabdonnerte.

Und weiter trabte die Herde durch den knietiefen Sand, nahm in gewandter Flucht den mächtigen Baumstamm, den der Sturm hinabschleuderte von schroffen Felseshaupt. Aufstaubte der Sand unter eilendem Fuße; immer schneller wurde die Fahrt, denn lodende Witterung lag in der Luft; Witterung von der nicht mehr fern der Wasserstelle. Zum ebemaligen Seebeden erweiterte sich das Blutal — durch das schmale Felsenor zwänzte sich die Herde, marschierte auf wie ein Reitergeschwader und stob elastisch hinter dem prächtigen Genosse her. Im verangenen Jahre hatte Regenwasser den Boden des ehemaligen Sees festgeschwemmt; — dumpf scholl das Echo der galoppierenden Hufe von den Felswänden zurück, iah überönt von dem schrillen Schmerzensschrei der halbwüchsigen Stute, die es gewagt, am Führer vorbei zu pressen. — und die ihren Übermut mit scharfem Biß in den blanken Rücken bestraft sah.

Dahinraute die Herde und hemmte plötzlich den Lauf, erstarre wie auf Kommando, als sich die Küstern schon blähten

und den lockenden Duft des Wassers schraubend kosteten — Botschaft lag im Winde, daß die Wasserstelle besetzt sei von großen Herden, die man zwar nicht fürchten, aber doch achtung müste — Botschaft, daß Elefanten die Tränke mit Beschlag belegt hatten. Unmutig bellte der Hengst einen zornigen Schrei in die sinkende Nacht; Antwort wurde ihm in übermütigem, schrillen Rufe; und ein grauer Schatten wälzte sich den verhoffenden Buntten entgegen, grell leuchteten ein paar kleine Stosszähnen im ersten Strahl des Mondes auf; wie in Erz gegossen standen die Tigerpferde — jener aber, der sich ihnen in vielerlei Kampfeslust entgegenwarf, bekam Angst vor seinem eigenen Rute — blieb stehen, tat ganz dumm, betastete wie verlegen einen Rizinus-Strauch, machte Kehrt und lief eiligst wieder zu Rütteln. Näher zogen die Gestreiften, leise und vorsichtig, und doch im Gefühl der Sicherheit; sie wußten ja, daß die großmächtigen Riesen den Löwen in ihrer Nähe nicht dulden, den Löwen, diese Geißel des Zehrschlechtes.

Entthront wurde der Löwe im Raafolande; König der Tiere ist dort der Elefant, zum verängstigten Landstreicher wurde der Geibbe. Scheu geht er dem wehrhaften Dickhäuter aus dem Wege, meidet tuschsam die Wasserstellen, an denen jener Standwild ist. Dem Elefant aber erweist die gelamte Tierwelt königliche Ehren; scheu hält sie sich zurück, wenn der Herrscher am Wasser steht, wartet ehrerbietig auf das Freiwerden der Tränke — und bezahlt diese Zurückhaltung oftmals mit arminischem Durste. Denn jener liebt die behagliche Ruhe, besonders am Stammtisch!

Und heute schienen sich die grauen Riesen überhaupt nicht vom Wasser trennen zu können. Stundenlang schon warteten die lehnigen Pferde, schnoberten gelangweilt zwischen den Felsenkrümmern herum auf der Suche nach einem Grashalm, vergebens, gar zu groß war die Zahl der Kostgänger, die gewohnheitsmäßig zur Tränke kamen und nach tiefem Schöpfen in der Nähe faul herumsummelten, jeden Grashalm abrupfend, der ein vorwitziges Spitzchen aus den Felsenrisen zum Lichte zu reden gewagt.

Schon schien es, als wollten die Sterne im Osten verflüssen; schon gedachte der Hengst den Befehl zu geben zum Rückzug auf die steilen Höhen — da schrillte aus dem Dunkel des Tales ein zorniger Schrei. Lautlos, gemessen verschwand die Riese — sie wußten den Ruf gar gut zu deuten und wußten, daß mit dem Kömmling schlecht Kirz'en essen sei — nein, dem uralten Bullen, dem Einzelseher, raunte man gerne den Platz und besonders die Rinder mußte man vor ihm in Sicherheit bringen, denn nichts reizte den Rhythmus des alten Griesgramms mehr als das lustige Tollen der Kleinen.

Auch die Zehras wichen ein paar Büchsenstücke weit zurück; heran wälzte sich gleich einem Berge der urige Bulle; gestalte noch einmal einen zornigen Ruf hinter den belagerten Rütteln her, trank häutig in durstigen Zügen, nahm ein schnelles Moorbad und entschwand eiligst in den dämmernen Morgen hinein.

Ans Wasser kürmten die Gestreiften ohne alle Vorsicht, senkten die braunen Gesichter, sogten gierig das köstliche Naß. Nur der Hengst stand ableits und lauschte, prüfte den aufspringenden Morgenwind. Und erst als die Herde sich laut geschöpft und erquickt das Wasser umstand, gönnte auch er sich einen eiligen Trunt.

Zu Berge führte der Hengst die Seinen. Nicht aber litt er, daß die Herde sich weidend zu sehr auseinanderzog; nein, dicht beieinander mußten sie alle bleiben, damit nicht der einzelne zum Opfer falle dem gelben Zwingherren, der immer dann aus dem Hinterhalte hervorbrach, wenn man leiner am wenigsten gedachte.

Langsam weideten die Buntten gen Osten über die dornbestandene Halde; und als die Sonne heiß zu werden begann, so um die sechste Stunde, stellten sich die nunmehr Gesättigten in spärlichem Schatten der Dorninsel ein. Fast alle taten sich behaglich nieder, besonders die Jährlinge und die tragenden Stuten; auch der Hengst gönnte sich einen kurzen Schlummer, war aber bald wieder auf den Heinen und witterte in den leisen Wind, umtreifte weidend die Kubenden und lugte aufmerksam umher. Erst am späten Nachmittag ließ er zum Aufbruch blasen — und wieder ging der Warich zielbewußt nach Osten.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages ruhten die Wanderer unter mächtigen Giraffenakazien, lekten gierig den Lehm der Bodenente, der so köstlich nach Salz schmeckte. Als aber der Mittagwind aufsprang, war es um die gemächliche Ruhe geschehen — böse Kunde lag im Winde; Brandgeruch. Und höher stiegen die dunklen Wolken, zogen einen Schleier vor die in der Ferne blauende Bergkette, ballten sich zusammen zu dräuendem Schwarz.

Ziellos trabten die Gestreiften hin und her, unmutig Rang der bellende Schrei des Führers, und heran wälzte sich die Feuersbrunst vor dem heulenden Sturm; glutrot zudten mächtige Flammengarben aus der tiefschwarzen Rauchwolke; dahin stürmte das Feuer, dahin stürmten die bunten Pferde, ralle der Wettlauf zwischen Leben und Tod.

Wer würde Sieger bleiben? Weit liehen die Zehras das Flammenmeer hinter sich; mächtigsten den schnellen Lauf, schauten zurück mit schlagenden Flanken. Doch eine List nur des unarmherzigen Geaners war's, daß er an dem sandigen Flußbette wie vor unüberwindlichem Hindernis Halt machte; gedeckt durch den Hügelzug griff er dort im Norden mit seinen Reitergeschwadern weit vor, gewann auf dem anderen Hügel im Schutze einer Schlucht mit den Schwarzhäuten Boden. Und nun ritt er auf den Stößen der Windsbraut über das Flußbett; warf sich prasselnd in das dürre Gras, kürmte in rasender Fahrt auf die Gestreiften zu.

Von drei Seiten haben sie sich angegriffen — da galt es,

die letzten Kräfte, da galt es, den letzten Atem einzuleben! Und westwärts flogen sie durch Rauch und Staub — der Todeschrei des gestürzten Jährlings verlang im Dröhnen der Dufe, im Brasseln der lobenden Blut — weiter, weiter! Vor ihnen ein tief eingeschnittenes Flußbett, hinab raste die Woge grellbunter Leiber, brana über die glatte-schliffenen Granitblöde — schwenkte ein, folgte dem Lauf des Bettes, brach durch nach Norden —, käumte die steile Felswand empor — gerettet!

Leben.

Skizze von WILH. FRENDEL.

Nun war alles vorbei. Was lag ihm noch am Leben. Ein kurzer Moment und vorbei war es.

Qualvoll stöhnte Hans Meriten auf. Daß es so kommen mußte, war ihm vorausgesetzt worden. Doch er konnte seine Sesselidenenschaft nicht bezähmen.

Nun hatte er alles verloren — war bettelarm. Sollte er da anfangen, um in jahrelanger, zäher Arbeit das verdienet, was er in einer Stunde am Spieltische ausgegeben hatte? Nie und nimmer!

Kurz entschlossen nahm er aus dem Fache des Schreibtisches den Revolver. Noch einmal ging er ans Fenster und stierte auf die Straße. Wie schön doch das Leben war. Dann drehte er sich um und setzte den Revolver an die Stirn.

Da fiel auf einmal sein Blick in die Ecke. Eine Spinnweb hatte dort ihr Netz ausgepannt. In diesem Netze hatte sich eine Fliege gefangen.

Mit aller Kraft arbeitete die Fliege, um sich zu befreien. Dann und wann schoß die Spinne hervor, um dann wieder zurückzulassen. Sie ließ ihr Opfer noch zappeln.

Hans Meriten ließ die Hand mit dem Revolver sinken und schaute dem seltsamen Geschehen zu. In der Ecke lauerte der Tod, während im Netze das Leben rang.

Da plötzlich — es mußte eine tolle Kraftanstrengung gewesen sein — hatte sich die Fliege befreit. Wie der Blick schoß die Spinne hervor — zu spät. Das Leben war dem Tode entnommen.

Mit einem heiseren Lachen warf Hans Meriten den Revolver auf den Boden. Sollte er sich von einer Fliege beschämen lassen?

Kraftvoll redete er sich auf. Ja, leben heißt kämpfen, und kämpfen wollte er jetzt, um zu leben.

Ein befreiender Atemzug entrang sich seiner Brust. „Hab' Dant da oben, daß du mir zur richtigen Zeit die Augen geöffnet hast! Hoch aufzerrichtet ging er hinaus. Hans Meriten ging einem neuen Leben entgegen.“

Die Entschwundene.

Von Bernard Canter.

Als nach Ablauf der Geburtstagsfeier am späten Abend nur noch der intimste der Freunde, Gustav, zurückgeblieben war, sagte die Hausfrau zu ihm: „Lieber Freund, ich habe bemerkt, daß Sie den ganzen Abend nachdenklich und zerstreut gewesen sind. Alle anderen waren fröhlich; nur Sie, der doch eigentlich Ursache gehabt hätte, doppelt glücklich zu sein, weil Sie Ihren Geburtstag zugleich mit dem meines lieben Mannes feiern konnten, stimmten nicht ein, sahen einlam am Kamin und hingen traurigen Gedanken nach. Haben Sie Kummer? Hören Sie: ein Mensch wie Sie, der heute dreißig Jahre alt geworden ist, hat noch so viel vom Leben zu erwarten, daß es eine wahre Sünde ist, wenn er sich so ganz der Melancholie hingibt.“ Sie legte die Hand vertraulich auf seine Schulter und sagte: „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken?“

„Gern“, erwiderte der Freund. „Inmitten der Festesfreude dachte ich plötzlich an die dreißig Jahre zurück, die hinter mir liegen, und verfolgte noch einmal meinen ganzen Lebensweg; dabei dachte ich an Eine, die ich einst sehr geliebt habe.“

„Eine Frau?“ Die liebenswürdige Wirtin nahm erötend die Hand von seiner Schulter.

„Eine Frau. Ich habe mich selbst zum Richter über mein Leben aufgeworfen und mir die Frage vorgelegt, ob ich nichts so zu ihr gewesen bin, wie ich's hätte sein mühen. Denn sie hat mich verlassen und ich frage mich selbst, jetzt, da sie für immer fort ist und ich sie doch noch so innig liebe, ob ich mir nicht viel, sogar sehr viel vorzuwerfen habe. Ja, meine liebe Freundin; ich fühle mich schuldig. Wenn ich jetzt noch einmal Gelegenheit hätte, mit ihr zusammen zu sein, würde ich ganz anders handeln. Ich habe sie oft vernachlässigt, habe oft zu große Ansprüche an sie gestellt und zu viel von ihr verlangt. Ich habe oft vergessen, daß der Tag kommen könne, wo sie nicht mehr an meiner Seite ist, und daß ich dann bei der Erinnerung an die bittere Reue empfinden würde. Ich habe sie nie hoch genug geschätzt und erst jetzt, seit sie fort ist aus meinem Leben, empfinde ich so recht, wie ich sie geliebt habe. Ich wünschte nur, daß ich schon damals empfunden hätte, was sie mir war. Achten, verehren mußte ich sie und die Schätze, die mir ihr Inneres bot, verständig und dankbar genießen. Vorbei; unwiederbringlich dahin. Deshalb war ich heute so melancholisch.“

Die Hausfrau schwiegen einen Augenblick und fragte dann mit sanfter Stimme: „Und dürfte ich, bester Freund, nun auch den Namen der Frau wissen, die Sie verlassen hat und der Sie jetzt nachtrauern?“

„Gewiß“, antwortete der Dreißigjährige mit etnem traurigen Blick: „Sie hieß: Jugend.“

(Deutsch von Elise Otten.)

Die Schwere einer Rechenaufgabe. Denken wir angestrengt, so steigt das Blut zu Kopf, und wie beim Laufen die Stirne warm, vor Aufregung der Kopf ganz rot, die Schläfen pochen. Durch diesen Blutzufluss ins Gehirn wird der Kopf merkbar schwerer. Best man eine Versuchsperson auf ein fein abgemessenes Wippbrett, so daß sie genau in der Waagerechten schwebt, und gibt ihr nun eine Rechenaufgabe auf, die ihr Gehirn anstrengt, so senkt sich das Wippbrett nach der Seite des Kopfes: Das Hirn ist schwerer, der Unterkörper leichter geworden. Geben wir umgekehrt den Auftrag, die Versuchsperson soll sich vorstellen, sie müsse das Bein trotz eines schweren Gewichtes, das wir daran binden, in die Höhe heben, so füllt sich schon bei der Vorstellung "Beinarbeit" das Bein derart mit Blut, daß das Wippbrett sich auch ohne die geringste Beirbewegung zur Gegenseite abwärts senkt. Man ist durch dieses Verfahren in der Lage, das Maß der Gedankenarbeit, das ein Mensch zur Lösung einer Aufgabe aufwenden muß, mathematisch zu bestimmen. Bei einem begabten Rechner wird sich das Brett weniger neigen als bei einem unbegabten, und bei einer leichten Aufgabe weniger als bei einer schwereren. Die alte Frage: "Wie schwer ist diese Aufgabe?" kann durch dieses Verfahren eine genaue wissenschaftliche Antwort erfahren.

Eingriffe in die Natur. Cornel Schmitt erzählt im "Kosmos" eine Reihe lehrreicher Fälle, von denen wir hier zwei besonders bemerkenswerte wiedergeben: Die Insel St. Helena wurde 1500 entdeckt. Schon 1513 führten die Portugiesen dort Ziegen ein. Wo früher dichter Wald sich ausdehnte, sind heute kahl Felten. Die Ziegen verdrängten das Hochkommen junger Bäume. Mit dem Verschwinden des Waldes fanden viele Insekten, Vögel, Schnecken usw. kein Unterkommen mehr und gingen zugrunde. Der menschliche Eingriff war schuld daran. — Auf Jamaica ging die Zuckerrübe durch die sich immer mehr ausbreitende Rattenplage ständig zurück. Man führte aus Ostindien den dort als Rattenvertilger geschätzten Mungo, ein marderähnliches Tier, ein. Die Ratten nahmen wohl ab, aber der Mungo entartete, machte sich über Vögel, Wild, ja, junge Haustiere her, fand Gefallen an Ananas, Bananen, Mais und war nach zwanzig Jahren eine nicht minder gefährliche Landplage. Dabei nahmen schädliche Insekten überhand, weil die Vögel zurückgingen. Jetzt ist der Schaden des Mungo bedeutend größer als je die ausgerotteten Ratten anrichten konnten.

Eine Pflanze, die verrückt macht. Unter den Gewächsen von Queensland ist wohl die merkwürdigste der sog. "Stechbaum", ein üppig blühender Strauch, der dem Auge wohlgefällig, beim Berühren aber sehr gefährlich ist. Er wächst von 2-3 Zoll zu einer Höhe von 10-15 Fuß und strömt einen sehr unangenehmen Geruch aus. Ein Naturforscher sagt von den Wirkungen, die eine Berührung des Baumes hervorbringt: "Man vergißt die Gefahren dieser Pflanze, bis man durch ihren Geruch gewarnt wird. Die Wirkung ist sehr merkwürdig. Die Berührung hinterläßt keine Zeichen, aber der Schmerz ist so groß, daß man davon ganz verrückt wird. Nach Monaten ist der verletzte Teil noch so empfindlich, daß die leiseste Berührung Schmerzen verursacht. Ich habe Menschen gesehen, die durch den Strauch in einen solchen Zustand verrückt wurden, daß sie sich in Qualen auf dem Boden wanden und wie besessen davonrauten. Ein Pferd wurde dadurch so vollständig toll, daß es wild um sich biß und erschossen werden mußte."

Wo der Pfeffer wächst. "Wenn der Preis des Pfeffers im Jahre 1600, 16 Jahre, bevor Shakespeare starb, nicht gestiegen wäre, dann wäre Indien wohl niemals ein Teil des Britischen Reiches geworden." So schreibt Harrold Stannard in seinem lobens erdienenen Werk "Schöpfer des Weltreiches". "1600 stieg der Preis des Pfeffers mit einem Male von 3 sh. auf 8 sh. für das Pfund" fährt er fort. "Die Magen der Londoner Magistratsbeamten protestierten gegen diese Verteuerung der begehrten Würze, und man sann auf Abhilfe. Es waren die Holländer, die die Preise so hinaufsetzten, denn sie hatten das Handelsmonopol mit dem Malaisischen Archipel und konnten machen, was sie wollten. Doch ihre Sucht, möglichst schnell zu verdienen, rächte sich. Die Gehirne der Londoner Stadträte folgten der Richtung, die ihnen durch ihren Magen gemeldet war; sie beschloßen, sich selbst ein Land zu suchen, wo der Pfeffer wächst, und der Bürgermeister betrieb eine Verammlung ein, die zur Begründung der Ostindischen Kompanie führte. Die Schöpfung dieser Gesellschaft aber war der erste Schritt zu der Festsetzung Groß-Britanniens in Indien."

Lebensfähigkeit in großer Kälte. Der Pariser B. Becquerel schickte Samen von Weizen, Luzerne und weikem Senf, die ein halbes Jahr lang bei + 40° C getrocknet waren, in luftleere Glasröhren eingeschlossen, zu Kamerlingh Onnes, um sie einer Kältebehandlung auszusetzen. Drei Wochen lang ließ man die Glasröhren in flüssiger Luft bei etwa - 190° C und dann noch 77 Stunden in flüssigem Wasserstoff bei - 250° lagern. Hierauf wurden die Röhren nach Paris zurückgeschickt und dort geöffnet. Becquerel legte die Samen auf feuchte Baumwolle in einer Temperatur von + 28 C, um zu erproben, ob sie noch Keimfähigkeit besäßen. Und die Keimuna verlief genau so wie bei andern, regelrecht gehaltenen Samenproben.

Neue Modefarben. Jede neue Saison bringt uns auch besondere Farbtöne, die in der Mode beliebt sind, und neue Namen für die koloristischen Nuancen. In diesem Herbst tauchen besonders zahlreiche neue Schattierungen auf, die recht merkwürdige Bezeichnungen haben. Unter den eleganten Tönen des Rot sind neben den bereits geläufigen Korallenfarben vor allem "Ziegelstaub" und "Begonie" zu nennen. Die modernsten Töne des Blau führen Namen wie "Zwieblisch", "Gobelin", "Madonna", "Kulisch", "Kopenhagen" usw. Die neuesten braunen Farben werden "Schwafelstaub", "Kafao", "Wüste", "Ledeb", "Lisian", "Biber" genannt. Andere Farbenbezeichnungen, die man in diesem Herbst öfters hören wird, sind "Sphinx", "Schwedisch", "Pflau" und "Zwiebel". Die Zwiebelfarbe ist besonders für Strümpfe vorgeschrieben. Eine der elegantesten Farben des Winters wird "Karamel" sein, eine nahe Verwandte des "Beige", das schon bisher so modern gewesen ist und noch bleiben wird. "Bordeaux" ist ein wunderbarer tiefroter Ton, der seinen Namen nach dem Wein erhalten hat. Man erwartet für den Winter eine neue Mode der schwarzen und schwarzweißen Stoffe.

Der Mode-Teint. Wenn heute ein Bewunderer einer schönen Frau von ihrem Teint sagen wollte, er wäre "wie Milch und Blut", so würde er damit eine arge Beleidigung aussprechen, denn jene sarte, rosige Hautfarbe, die das Entzücken der Frauenkenner von einst bildete, ist heute ganz aus der Mode. Der Mode-Teint der Dame muß entweder dunkel, bronzefarben sein oder eine tiefe Creme-Farbe aufweisen. Die interessante Brünette, der raffinierte Glanz einer selbstlichen Hautfarbe — das sind die Nuancen, die man vor allem begehrt. Rahmen die Damen im Sommer Teebäder, um sich eine künstliche Sonnenschminke zu verschaffen, so wenden sie sich leicht dem farbigen Puder zu, der ihnen in großer Auswahl zur Verfügung steht und eine reiche Palette bietet, um aus dem Teint ein farbiges Kunstwerk zu machen. Welcher Teint steht mir am besten? Das ist die große Frage, die die Dame meist nicht selbst beantworten kann, sondern zu deren Lösung sie sich an den "Schminkearzt" eines Schönheits-Salons wendet. Dieser Künstler, der mit Gesichtspuder seine Werke auf den Wangen der schönen Klientin schafft, prüft ihr Gesicht zunächst im besten Tageslicht und dann bei künstlichem Licht, und nach dieser Untersuchung "verschreibt" er den Farbenton des Puders, den sie anwenden soll. So vereinigt er z. B. drei Farbtöne zu der Nuance "Mauresque", einem tiefen Ockerton, oder zu "Rachel", einer bleichen Creme-Farbe, die nach dem Teint der berühmten Tragödin ihren Namen bekommen hat. Der dunkle Teint, den die Sommerplage brachte, soll auch im Winter in einer blässeren Nuance beibehalten werden. Zur Abendtoilette wird dunklerer Puder aufgelegt als am Tage. Natürlich muß auch die Lippenfarbe damit in Einklang gebracht werden, und statt Burpurrot erscheint hier ein apertes Orangerot. Das Auftragen dieses Modeteints ist wieder eine Kunst für sich, bei der man auch den Schminkearzt zu Rate ziehen muß.

Neue Moden im Ballsaal. Wenngleich die Tänze dieses Winters kaum eine grundlegende Verdrängung gegenüber den vorjährigen aufweisen werden, rückt sich doch die Mode, um durch verschiedene neue Nuancen dem Bilde ein neues und anderes Aussehen zu verleihen. So scheint allmählich die Gewohnheit Blak zu greifen, daß die Damen ihre Abend-umhänge, die freilich in vielen Fällen kaum das Gewicht einer Feder erreichen, mit in den Ballsaal nehmen, statt sie vor dem Betreten draußen abzulegen. Diese neuen Entrées sind von außerordentlicher Schönheit und so leicht, daß sie auch von vielen Damen während des Tanzes anbehalten werden und als Schutz gegen die Kühle des Abends noch eine Hülle über der Hülle erfordern. Von besonderer Originalität war ein mehr einer Schärpe ähnelnder Umhang, der aus über 1000 besonders präparierten und auf arauem Tüll befestigten Schmetterlingsflügeln bestand. Beim Tanze seiner Trägerin schillerte er in allen Farben des Regenbogens. Schals werden nicht so viel mehr getragen wie im Vorjahr. Eine besondere Note werden diesmal die Schube in das Bild bringen, die die besondere Laune haben, sich in zwei verschiedenen Exemplaren zu einem Paar zu vereinen. Diese extravagante Mode läßt sich aber nur mit dem engen, sehr langen Futterkleebe vereinen, das selbst in zwei oder drei verschiedenen Farben erstrahlen muß. Schube, deren einer golden, der andere silbern ist, passen gut zu dem neuen "Radium"-Stoff.

Menschenhaare als Modegarnierung. Bisher waren es nur wilde Negerkämme oder Indianerköpfe, die sich der Sitte rühmten, Menschenhaare als Schmuck ihrer Kleider zu tragen. Neuerdings aber scheint sich auch die moderne Damenwelt dieser Mode zuzuwenden. Vorläufig ist der neueste "Schrei" noch auf Amerika und England beschränkt. Kragen, Manschetten und Mäntel werden dort vorzugsweise mit diesem merkwürdigen Schmuck ausgestattet. Vielleicht hat man die Mode erfunden, um die durch den Rubentopf überflüssig gewordenen Haare neuer Verwendung zuzuführen.